



*Abschied vom Licancabur
Ankunft in Calama*



Nullmomente in Antofagasta

*Von San Pedro de Atacama
über Calama zum Pazifik*

Nach meiner Rückkehr aus dem Salar de Uyuni gönnte ich mir einen Erholungstag. Im Vergleich zu den Höhen, die ich in den letzten Tagen erlebt hatte, kam mir San Pedro fast wie Flachland vor. Wie freundlich mir die Stadt nun im Vergleich zu den Unterkünften im Hochland erschien, selbst wenn ich nach meinem Sturz in der Salzwüste nun nur noch humpelnd unterwegs war. In der Stadt traf ich Frederico und Melania und aß mit ihnen zu Abend. Sie hatte Arturo, einen Landsmann im Schlepptau, der sich für den Salar de Uyuni interessierte. Mit seinen roten Haaren sah er aus wie ein Fuchs und schien noch unentschlossen. „Kann man die Tour wirklich empfehlen?“, fragte er mich. „Ja“, sagte ich, „uneingeschränkt, wenn du genug Cocablätter mitnimmst.“

Direktbusse nach Antofagasta an der Pazifikküste gab es nicht. Deswegen bestieg ich am nächsten Tag den Bus zur Kupferstadt Calama einhundert Kilometer westlich von San Pedro. Über eine gut ausgebaute, schnurgeraden Schnellstraße führte die Fahrt bei geringem Höhenverlust auf gut 2000 Höhenmetern durch eine rostrote Landschaft, die von erloschenen Vulkanen gesäumt war. Links und rechts eröffnete sich eine endlose Weite ohne Leben, eindrucksvoll und befremdlich zugleich, als sei die Zeit in dieser Wüste erstarrt.

Über eine Länge von tausend Kilometern von Nord nach Süd und einer Breite von 150 km von West nach Ost

bedeckt die Atacama-Wüste wie eine lebensfeindliche Todeszone weite Teile der pazifischen Küste. Das Zusammenspiel des kalten Humboldtstroms im Westen und der Regenschatten der Anden sorgen für eine ewige Hochdrucklage über der Atacama, in der praktisch kein Regen fällt. In manchen Regionen der Wüste soll es seit Jahrhunderten nicht mehr geregnet haben. Auf der anderen Seite war die Atacama-Wüste eine geologische Hexenküche, die mit ihren extremen klimatischen Verhältnissen in Laufe der Jahrtausende genau jene Rohstoffe produzierte, nach denen der Mensch des Anthropozäns so giert. Deswegen war der Besitz der Atacama-Wüste für Chile ein wahrer Jackpot. Hatte die Ausbeutung der Salpetervorkommen in der Atacama-Wüste Chile im 19. Jahrhundert den Einstieg in die Industriegesellschaft erleichtert, garantiert der Abbau der größten Kupfervorkommen weltweit dem Land heute neben Uruguay das höchste Prokopfeinkommen Lateinamerikas.

Als sich der Bus Calama näherte, mehrten sich die Anzeichen menschlicher Aktivität. Ich sah riesige Abraumhalden am Horizont und erstaunlich viele Gedenkkreuze für die Verkehrstoten am Straßenrand. Mein erster Gedanke beim Anblick der Stadt Calama: Wenn es auf dem Mond eine Kolonie gäbe, in deren Umkreis Kupfer gefördert würde, sähe sie genauso aus wie Calama. Die Straßen waren staubig und von einstöckigen Backsteinhäusern gesäumt. Eine Altstadt gab es nicht, der Kaffee schmeckte nach Salz. Ein Nicht-Ort, der nur wegen etwas anderem existierte: wegen Chuquibambilla, der größten Kupfermine der Welt, die sich nur wenige Kilometer von Calama entfernt befand. In Chuquibambilla, wo 1911 die größten Kupfervorkommen der Welt entdeckt worden waren, hatten die Arbeiter internationaler Konzerne in einhundertjähriger Buddelei das größte künstliche Loch der Welt

gegraben: 4,3 km lang, 3,5 km breit und 850 m tief. Die Männer, die in diesem Loch untertage schufteten, schliefen in Calama in einer reinen Männergesellschaft, meist ohne Familienangehörige, ohne eine vergleichbar große Frauenpopulation, dafür mit hohen Löhnen, viel Alkohol und Prostitution bei Laune gehalten. Calama repräsentierte das Unterfutter der chilenischen Industriegesellschaft, die dem Land einen moderaten Wohlstand bescherte, aber um den Preis eines knallharten Arbeitsalltags und ökologischer Schäden. Denn der Kupferabbau erforderte Unmengen von Wasser, das durch die knochentrockene Atacama-Wüste von weit her herangeschafft werden musste. Meerwasserpipelines pumpen teilweise über 100 km das Wasser von der Küste nach Calama. Weil Wasser knapp so war, gab es in der Stadt praktisch keine Grünanlagen. Auch Passanten waren auf den Straßen nur vereinzelt unterwegs. Was sollten sie auch in dieser Enklave der Einsamkeit? Entweder sie arbeiteten in der Mine oder fuhren in ihrer Freizeit nach Antofagasta oder Santiago de Chile.

Am späten Nachmittag bestieg ich den Bus nach Antofagasta. Die Strecke führte über gut zweihundert Kilometer vom trockenen Hochland der Atacama langsam hinunter zur Küste. Wieder umgab mich die Wüste, die zugleich so lebensfeindlich und doch so reich war. Manchmal hielt der Bus im Nirgendwo, ein Mann stieg aus und verschwand, weiß der Geier wohin. Alle Passagiere waren Männer, die in ihren Sitzen schliefen.

Kurz vor dem Meer verschwand der klare Himmel und eine dunkle Nebelfront zeigte, dass der Humboldtstrom nicht mehr weit war. Dann wurde in der Ferne Antofagasta sichtbar, die Stadt zwischen Wüste und Meer, von der es hieß, dass sie am besten aussähe, wenn es dunkel wäre. Mit ihren 400.000 Einwohnern war Antofagasta die

fünftgrößte Stadt Chiles und historisch von eminenter Bedeutung. Ursprünglich unter bolivianischer Kontrolle, hatten die Chilenen Antofagasta am Beginn des Salpeterkrieges besetzt, als die Bolivianer den in der Stadt ansässigen chilenischen Unternehmen Steuern auferlegen wollten.

Ich blieb zwei Tage in Antofagasta, und die Zeit wurde mir lang, mehr noch: die Stadt unterwarf mich einem Test in seelischer Robustheit, den ich nicht vorausgesehen hatte. Seelische Robustheit auf Reisen ist erforderlich, wenn zwei Reizquellen wegfallen: eine anregungsreiche Umgebung und Menschen, mit denen man in Kontakt treten kann. Beides war in Antofagasta nicht gegeben. Ohne der Stadt zu nahe treten zu wollen, sie war weder bemerkenswert noch interessant, und das Schönste an ihr war der vokalreiche Wohlklang ihres Namens. Nichts an ihr kam mir lateinamerikanisch vor, wenn man damit Farbigkeit und Lebensfreude verbindet. Dick vermummt liefen die Einwohner mit verschlossenen Gesichtern durch die kalten Straßen. Keine Musik war zu hören, nur der ohrenbetäubende Straßenlärm. Das einzig Bunte waren Graffiti an den Wänden, die von Anreise und Abreise, von Einsamkeit und Liebe handelten. Der Plaza Bolívar war der Treffpunkt der Obdachlosen und Trinker. Anstelle von Straßencafés oder Restaurants gab es nur Banken und Geschäftshäuser mit angegriffenen Fassaden. Als es dunkel wurde, flackerten die Lichter der Vorstädte, als würde jeden Moment der Strom ausfallen.

Auch das Hotel Antofagasta im Zentrum der Stadt hatte seine besten Tage hinter sich. Die Lobby war lieblos eingerichtet, und in den Zimmern lagen alte Teppiche, in denen der Mulch der Jahrzehnte nistete. Von meinem Fenster aus blickte ich auf die Stadt, sah die Hochhäuser im Süden und Hüttendörfer an den Abhängen der Berge. Den

ganzen Tag donnerte der Verkehr unterhalb meines Zimmers die Hauptstraße entlang, und ich konnte jedes Hupen im Zimmer wie aus HiFi-Boxen hören. Da es nirgendwo etwas Vernünftiges zu essen gab, verbrachte ich den Abend in der Hotelbar, knabberte Nüsse und trank kalten Pisco Sour, einen Traubenschnaps mit Zitrone. Was hätte ich dafür gegeben, jetzt mit Frederico oder Melania plaudern zu können, aber im Hotel Antofagasta logierten nur Geschäftsleute. Traveller machten in Antofagasta keine Station.

Ich schlief schlecht, weil die Luft im Zimmer stand und ich die Fenster wegen des Straßenlärms nicht öffnen konnte. Am nächsten Morgen trank ich mehrere Tassen Tee gegen meine Halsschmerzen, die ich dem kalten Pisco Sour verdankte. Mein einziger Trost war, noch am gleichen Tag die Stadt verlassen zu können, was sich aber als Fehlschluss herausstellte. Denn es wurde gestreikt in Antofagasta, und in den nächsten Tagen würde kein Bus die Stadt verlassen. Bei dem Gedanken, unter diesem trüben Himmel zu versauern, überkam mich die Panik. Ich fuhr sofort zu einem Reisebüro in der Innenstadt und erhielt immerhin für den nächsten Tag ein Flugticket nach Santiago.

Den Rest des Tages lief ich durch die Stadt. Am Strand wehte mir der kalte Wind die Kappe vom Kopf, und in den Ufersteinen stanken die Robben. Pelikane kreisten über der Brandung, Raben saßen krächzend auf den Stromleitungen. Wenigstens denen gefiel es in Antofagasta. Ich spazierte das Meer entlang und suchte vergeblich nach einer Aussicht auf die Bucht. Überall versperrten Kräne, Schiffe und Container das Bild. Und auch die Lichtverhältnisse wurden immer trister. Es war erstaunlich kühl geworden, und ein dunkler, nasser Nebel senkte sich wie ein Deckel über die Stadt.

Um mich abzulenken, versuchte ich mir klarzumachen,
wie die Wolkenbildung am Humboldtstrom



funktionierte, getreu der Maxime: Geht mir etwas auch auf den Wecker, so will ich es wenigstens begreifen. Normalerweise steigt warme Luft an tropischen Küsten auf, erkaltet, kondensiert, bildet Wolken und regnet sich ab. Dieser Kreislauf wird an der Ostküste Südamerikas durch zwei Vorgänge unterbunden. Kalte, feuchte Luft steigt aus dem Humboldtstrom auf, wird aber durch die warme Luft, die aus dem Osten heranweht, überformt – vereinfacht gesagt, „lagen“ die warmen Luftschichten auf den kalten Luftschichten und verhinderten deren Aufstieg und Abregnen, so dass der dunkle, feuchte Nebelfilm über der Küste erhalten blieb.

Das war interessant, heiterte mich aber nicht auf, ebenso wenig wie mein vergeblicher Versuch mit einem Taxi „La Portada“, einen markanten Felsen vor der Küste oder die Skulptur „Mano del Desierto“, 70 km südlich der Stadt, zu erreichen. Die Taxifahrer hatten offenbar mit den Streikenden vereinbart, aus Solidarität keine Fahrten außerhalb der Stadt anzunehmen. Aber es sollte noch besser kommen. Am Abend fiel im Hotel der Strom aus, und eine Stunde lang saß ich im Dunkeln in meinem Zimmer. Draußen brauste der Verkehr, und im dunklen Zimmer surrte eine Mücke, die mich in der Nacht zerstechen würde. Ich atmete tief durch und machte mir klar, dass ich einen jener Nullmomente des Reisens erlebte, die wahrscheinlich jedermann kennt und die sich als ein Gefühl beschreiben ließ, dass man seinem Reisepartner am liebsten den Hals umdrehen würde, wenn nur einer vorhanden wäre.